



Leseprobe aus Thiesen, Subjektivierende Soziale Arbeit,
ISBN 978-3-7799-6489-6 © 2021 Beltz Juventa in der
Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6489-6](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6489-6)

Inhalt

Einleitung	9
Theorie und Geschmack	26
Theorie und Praxis	34
Praxis als Lüge	56
Praxis als Wahrheit	66
Lehre und Geschmack	84
Subjekt und Theorie	97
Literaturverzeichnis	114
Danksagung	120

Einleitung

Als ich vor über 15 Jahren meine Diplomarbeit in einem Kolloquium verteidigen musste, überraschte mich die Zweitgutachterin mit einer Frage, die mit dem eigentlichen Thema, den konzeptionellen Herausforderungen der so genannten *Agenda 2010* für eine stadtteilorientierte Soziale Arbeit, aus meiner damaligen Sicht nichts zu tun hatte. Die Frage bezog sich auf eine Passage in der Einleitung, in der ich einige Berufs- und Statusgruppen aufzählte, um zu verdeutlichen, wie sehr der von der Schröder-Regierung eröffnete Diskurs um die künftige politische Rahmung des Sozialstaats die Gesellschaft insgesamt beschäftigte. Ich formulierte: »Politiker und Industrielle aller Couleur, Zeitungsredakteure und Fernsehmoderatoren, Bankangestellte und Raumpflegerinnen, Schüler und Studenten benutzen Worte wie Aufbruch, Reform und Veränderung beziehungsweise Zäsur, Kahlschlag oder Niedergang.« Zugleich erklärte ich in einer Fußnote, dass »die maskuline Person im laufenden Text die feminine stets mit ein[schließe]«, solange »nicht gegenteilig angegeben«. Das Problem lag natürlich begrifflich bei den »Raumpflegerinnen«. An diesem Beispiel werde doch deutlich, führte die Zweitgutachterin sinngemäß aus, dass mein Hinweis in der Fußnote die gute Absicht konterkarierte. Eine vorgeblich gendersensible Schreibweise in maskulin-normativer Variante könne eben unmöglich durchgehalten werden.

Aus der Perspektive einer Zeit, in der die Diskurse um »manspreading« und »mansplaining« zu Recht eine neue Öffentlichkeit erreicht haben, während sogar in der gesprochenen Sprache ein Weg gefunden wurde, durch kurze Unterbrechung des Redeflusses Genderpluralität performativ zu begegnen, mag diese Anekdote banal erscheinen. Ich bringe sie dennoch, um gleich zu Beginn dieses Buches etwas nachvollziehbar zu machen: Mir ist die ausschließlich männlich geprägte Zitatsammlung, die meinem Buch vorangestellt ist, bewusst. Diese Information ist mir zu wichtig, um sie ein weiteres Mal in einer Fußnote zu verstecken. Zudem ist eine Sprache, die einen Begriff wie »Kampfsport« als Metapher stilisiert, genuin männlich konnotiert. Das mittlere Zitat – »Sie haben heut Abend Gesellschaft« – hatte ich dagegen ursprünglich gar nicht bei Heinrich Heine gelesen, sondern bei Christiane Rösinger und ihrer Band »Britta« gehört. Vielleicht kann ich damit zumindest im Ansatz einen feministischen Anspruch zum Ausdruck bringen. Auf jeden Fall hoffe ich, dass an diesem kurzen Beispiel bereits deutlich wird, worum es mir bei dem Versuch, eine *Subjektivierende Soziale Arbeit* zu begründen, methodisch geht: Das vorliegende Buch ist, unter anderem, der Versuch, die eigenen gesellschaftlichen Deutungsmaxime und Wertesysteme der Routine

der Alltagspraxis exemplarisch zu entziehen, um sie auf diese Weise nicht als unveränderbar zu betrachten, sondern ihre historische soziale Funktion zu verstehen.

Dass vor allem der Habitus die Sprache bildet – und nicht, wie die Vertreter*innen der Identitätspolitik zu glauben scheinen, eine permanente (Selbst-) Zensur des Sprechens zu einer klassenlosen Gesellschaft führt – davon ist selbstverständlich in einem Buch auszugehen, das sich der Analyse der theoretischen Voraussetzungen sozialen und kulturellen Verstehens verpflichtet. Die Einsicht, dass es anders herum einen Unterschied macht, wie wir verstehen und verstanden werden, wenn wir so oder anders, hier oder dort sprechen – nicht zu vergessen, der Einfluss der Sprache, die Generationen vor uns geprägt haben und geprägt hat und die noch heute unser eigenes Sprachverständnis bestimmt – steht dieser Erkenntnis nicht entgegen, sondern erschwert vielmehr jedes Verstehen (vgl. Kapitel *Praxis als Lüge*). Die Ausblendung von Kategorien wie Milieu, Herrschaft und Klassengesellschaft in zahlreichen Diskursen durch jene, die sich gerade in der Produktion immer neuer Kategorien gefallen, führt hingegen dazu, dass ihre Argumentation jede Radicalität verliert (vgl. Eribon 2018, S. 235 f.).¹

Mit anderen Worten: Subjektivierung geht jeder Kritikfähigkeit voraus. Damit ist der Schlüsselbegriff dieses Buches gesetzt und erfordert eine erste, vorläufige Definition: Ich will Subjektivierung an dieser Stelle verkürzt als die Herausbildung eines gesellschaftlichen (Sich-)Bewusstseins – als eine Art »soziales Coming Out« – übersetzen. Eine analytische Trennung von *Subjekt* und *Theorie* kann es demnach nicht geben (vgl. gleichnamiges Kapitel in diesem Buch).

Verstehen mit Bourdieu – Bourdieu verstehen

Zur Reflexion habitueller Strukturen wird sich kaum ein geeigneterer Text finden als das letzte Hauptkapitel in Pierre Bourdieus Werk »Das Elend der Welt« (Bourdieu et al. 1997/2002): Welch Bruch mit der technokratischen Logik qualitativer Erhebungsverfahren und ihren Auswertungsstrategien! Bourdieu und sein Team hatten ihre Interviewprotokolle – allesamt sensible Dokumente gesellschaftlicher Fragmentierung – lediglich groben Überschriften zugeordnet, um nach mehr als 700 Seiten Material ihr methodologisches

1 In dieser Einschätzung ist eine kritische Solidarität mit Diskursen der Diversität und Intersektionalität angelegt, verbunden mit der Hoffnung, dass sich eine differenztheoretische Herrschaftsanalyse begründen lässt, die sich ihrer strukturellen Verwobenheit in die Geschichte der sozialen Welt bewusst wird (vgl. Eribon 2018, S. 167 f.).

Vorgehen knapp zu explizieren. Schauen wir genauer, was in diesem Kapitel mit dem so schönen wie schwierigen Namen »Verstehen« an subjektivierenden Erkenntnissen zu finden ist:

»Auch wenn sich die Befragungssituation von der Mehrzahl der Austauschbeziehungen des alltäglichen Lebens insofern unterscheidet, als sie sich die reine Erkenntnis zum Ziel setzt, bleibt sie doch unausweichlich eine *soziale Beziehung*, die ihre (...) **Effekte** auf die Ergebnisse ausübt, die man erhält. (...) Es geht darum, diese **Verzerrungen** zu erkennen und zu kontrollieren, und dies eben genau in der Ausübung einer Praxis, die reflektiert und methodisch sein kann, ohne die Anwendung einer Methode oder die praktische Umsetzung einer theoretischen Reflexion zu sein.« (Ebd., S. 780; fett hervorgehobene Passagen d. Verf.)

Bereits in diesen wenigen Zeilen werden die methodischen Analogien zur Subjektivierenden Sozialen Arbeit sehr deutlich: Jeder Beziehungsaufbau in der Praxis Sozialer Arbeit transportiert von vornherein gesellschaftlich legitimierte »Effekte« und »Verzerrungen«, die einer Reflexion unterzogen gehören. In einer »sozialen Beziehung« stehen Sozialarbeitende und Adressat*innen, aber auch Kooperationspartner*innen, Vorgesetzte und sämtliche »Stakeholder« also bereits vor Eintritt in ein professionelles Arbeitsverhältnis.

Bourdieu schreibt weiter, es sei wichtig, den Versuch zu wagen, »herauszufinden, wie sich die Situation für den Befragten [AT: oder *die Befragte] darstellt (...) und die **Gründe** zu benennen, die ihn [AT: oder *sie] dazu bewegen, in diese Austauschbeziehung einzuwilligen. (...) Es geht also darum, die **Zensur** zu begreifen, die bewirkt, daß [sic!] bestimmte Dinge nicht gesagt werden, und die Beweggründe dafür zu erkennen, daß [sic!] andere betont werden.« (Ebd., S. 781; fett hervorgehobene Passagen d. Verf.)

Erneut werden konzeptionelle Anschlüsse an die Subjektivierende Soziale Arbeit sichtbar, indem die Reflexion über ein Arbeitsbündnis, Beratungsgepräch oder eine Projektkonstellation ebenfalls vor Eintritt in die professionelle Beziehung erfolgen sollte, ohne über die gesamte Dauer abzureißen. Der Aspekt der »Zensur«, den wir hervorragend auf jeden routierenden Fragenkatalog eines Case Management-Prozesses übertragen können, wird auch in Stadtentwicklungskontexten offensichtlich, wenn es darum geht herauszufinden, was Menschen dazu bewegt, sich nicht zu beteiligen.

Bourdieu weist außerdem auf die anspruchsvolle Aufgabe hin, »[d]as Aufdrängen einer Problematik« (ebd., S. 782) durch »naiv-egozentrische oder einfach nur unkonzentrierte Fragen« (ebd.) im besten Fall zu vermeiden. Jene Fragen können dazu führen, dass Fragende am Ende nicht den eigenen subjektiven Gehalt in den vermeintlich objektiven Antworten der Befragten erkennen (ebd.). Eine Möglichkeit, das gegenseitige Verstehen in einer Inter-

viewsituation zu erhöhen und den Modus der Gewalt herunterzufahren, sieht Bourdieu konsequenterweise in der Herstellung von Rahmenbedingungen, die »gesellschaftliche Nähe« zwischen den Gesprächspartner*innen zulassen (ebd., S. 783). Nicht in allen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit wird ein solches Umfeld den eigenen professionellen Ansprüchen gerecht werden. Allerdings lassen sich die unnachgiebigen Gesetze der sozialen Welt, die Bourdieu am Beispiel des Interviews methodologisch kontextualisiert, durchaus für eine grundsätzliche Reflexion der Beziehung zwischen Sozialarbeitenden und ihren Adressat*innen in Anspruch nehmen:

»Es ist der Interviewer [AT: der*die Sozialarbeitende], der [AT: *die] das Spiel beginnt und die Spielregeln bestimmt; er [AT: *sie] ist es auch, der [AT: *die] auf einseitige Weise und ohne vorherigen Aushandlungsprozeß [sic!] über die manchmal, zumindest in den Augen des Befragten [AT: des*der Adressaten*in], schlecht definierten Gegenstände und Verwendungsweisen des Interviews [AT: des Hilfesettings] bestimmt. Diese **Asymmetrie** wird immer dann, wenn der Interviewer [AT: der*die Sozialarbeitende] in der **Hierarchie der verschiedenen Kapitalsorten, besonders des kulturellen Kapitals**, eine höhere Position als der Befragte [AT: der*die Adressat*in] besetzt, durch eine **gesellschaftliche Asymmetrie** noch verstärkt. Der *Markt der sprachlichen und symbolischen Güter*, der anlässlich [sic!] des Interviews [AT: des Hilfesettings] entsteht, variiert seiner Struktur nach in Abhängigkeit von der objektiven Beziehung zwischen dem Interviewer [AT: dem*der Sozialarbeitenden] und dem Interviewten [AT: dem*der Adressaten*in] oder, was auf dasselbe hinausläuft, in Abhängigkeit von der Relation zwischen dem einem [*einer] jeden von ihnen verfügbaren Kapital jeglicher, insbesondere aber sprachlicher Art.

Da wir diese beiden Eigenschaften der Interviewbeziehung [AT: der professionellen Beziehung in der Sozialen Arbeit] als unumgänglich erkannt haben, haben wir uns darum bemüht, alles in Bewegung zu setzen (...), um *die symbolische Gewalt, die durch die Interviewbeziehung* [AT: professionelle Beziehung in der Sozialen Arbeit] *zur Ausübung kommen kann, so weit wie irgend möglich zu reduzieren*. Wir haben deshalb versucht, eine *Beziehung des aktiven und methodischen Zuhörers* zu schaffen (...).« (Ebd., S. 781 f.; fett hervorgehobene Passagen d. Verf.; zur Definition von kulturellem Kapital vgl. Kapitel *Theorie und Praxis*)

Auf den Aspekt der »symbolischen Gewalt« werde ich weiter unten noch eingehen. Zunächst ist hier von Bedeutung, dass zu dem gesellschaftlich determinierten Ungleichgewicht der meisten Beziehungen zwischen Sozialarbeitenden und ihren Adressat*innen die reflexive Einordnung des institutionellen Ungleichgewichts kommt: Handelt es sich etwa um eine freiwillige oder erzwungene Hilfekonstellation? Wird die Hilfe von einem öffentlichen

oder »freien«, also privaten Träger angeboten? Sozialpolitische Paradigmen wie eine aktivierende Arbeitsmarktpolitik oder ein normatives Inklusionsverständnis sind darin noch gar nicht berücksichtigt. Wir werden zudem an anderer Stelle noch sehen, dass die von Bourdieu thematisierte »Beziehung des aktiven und methodischen Zuhörens« keine Entsprechung in der ähnlich konnotierten Methodenausbildung der Sozialen Arbeit findet (vgl. insbesondere Kapitel *Subjekt und Theorie*). Ignorieren wir diese und weitere Aspekte, werden Verstehen und Verständnis mit hoher Wahrscheinlichkeit voneinander geschieden sein.

Ich gehe deshalb so detailliert auf Pierre Bourdieu ein, da ich seine methodologischen Reflexionen nicht nur als Grundlage qualitativer Forschung betrachte (insbesondere der ethnografischen Feldarbeit), sondern im Prinzip als professionelle Basis jeder Form von Gesprächsführung. Allerdings habe ich von Zeit zu Zeit in meinen Seminaren den Eindruck, dass manche Studierende meine Bourdieu-Referenzen auf ähnliche Weise aufnehmen wie die in Leitfäden vermittelten Methoden wissenschaftlichen Arbeitens oder wie Gesetzestexte.² Sie scheinen in den studentischen »Publikumsmodus« zu schalten, ordnen Wissen als Kompendium gleichberechtigter Momentaufnahmen *nebeneinander* ein; eine solche horizontale Wissensrezeption erschwert natürlich das Denken in machtvollen Strukturen, die vor allem vertikal angelegt und zugleich nicht eindeutig zu »verorten« sind, wie Didier Eribon mit Verweis auf Michel Foucault zu bedenken gibt (Eribon 2018, S. 109). Nicht wenige Studierende scheinen zu imitieren, statt sich Wissen anzueignen, auswendig zu *lernen*, statt Gelesenes und Gehörtes in Frage zu stellen und sich erst dadurch, man muss es so idealistisch formulieren, zu *bilden*. Daher kann Bourdieu zu ihnen nicht »nachhaltig« durchdringen. Fast ist es, als trügen sie einen Text in einer ihnen unbekannten Sprache akzentfrei vor, ohne seinen Inhalt erfassen zu können – geschweige, sich kritisch mit ihm auseinanderzusetzen. Wenn mich mein Eindruck nicht täuscht – und ich gehe angesichts des vorliegenden Themenkomplexes davon aus, dass ich richtigliege – bleibt in der Konsequenz nicht weniger als die Essenz jeder professionellen Beziehung in der Praxis Sozialer Arbeit – die Haltung – in der akademischen Ausbildung eine Karikatur ihrer selbst: Wie »Haltung zeigen«, wenn keine theo-

2 Da mit diesem Buch gleichermaßen Studierende, Praktizierende und Lehrende der Sozialen Arbeit angesprochen werden, lässt sich nicht verhindern, dass sich hin und wieder Passagen auf eine bestimmte Statusgruppe beziehen beziehungsweise dass ich über diese Gruppe (in diesem Fall die der Studierenden) reflektiere. Ich habe mich allerdings gegen eine konzeptionelle Dreiteilung im Inhaltsverzeichnis entschieden, da ich ein Professionsverständnis vertrete, das die Interdependenz von Lehre, Praxis und Forschung erkenntnistheoretisch anerkennt.

riegeleitete Vorstellung von reflexiver Haltung existiert?³ Die soziologische Ironie besteht jedoch genau darin, dass wir permanent unbewusst Haltung »zeigen« – zumeist für alle (unterschiedlich) sichtbar, außer für uns selbst.

In keiner Weise soll hier der Eindruck des Lamentierens entstehen, der Verklärung vermeintlich freier Bildungsräume vergangener Dekaden. Dennoch trifft das von Oskar Negt vertretende Selbstbild des »öffentlich Denkenden« aus meiner Sicht heute mehr denn je einen Nerv (Negt 2019, S. 7). Aus der Perspektive einer Subjektivierenden Sozialen Arbeit kann der hier dargestellte Problemaufriss Studierenden daher nur sehr begrenzt zum Vorwurf gemacht werden, sie haben schließlich in ihrer Schullaufbahn, im Elternhaus, vor allem aber als Teil einer vollumfänglich digitalisierten Generation ihr konsmistisches Verhalten perfektioniert – oder wohl genauer: angesichts fehlender emanzipatorischer Perspektiven perfektionieren müssen. Ihnen fehlt die Erfahrung einer öffentlichen Denkkultur. Ich möchte diese Generation, anstatt sie, wie in der medialen Soziologie-Rezeption üblich, auf einen Buchstaben x, y oder z zu bringen, die *Generation »Alles Gut«* nennen. Dabei nehme ich die erwartbare Kritik popsoziologischer Begriffshascherei zu Gunsten analytischer Konkretion in Kauf. In unserer Alltagssprache tauchen immer wieder Wendungen auf, die sich kulturell verstetigen. Ich kann mich nicht erinnern, noch während meines Studiums jemals »alles gut« gesagt zu haben. Heute gehört diese Floskel zum gesprochenen Standardrepertoire sämtlicher Generationen. Unter jungen Menschen steht sie aus meiner Sicht symbolisch für eine Form der seichten, angepassten und unkritischen Einstellung zum Leben; in einer zweiten Verwendung hat »alles gut« die aus der Mode gekommene, leicht autoritäre Formulierung »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen« abgelöst. Schlagen wir einen konsequenteren Bogen zur Theorie, werden wir allerdings zu der Erkenntnis gelangen, dass es sich bei »alles gut« mitnichten um eine Floskel handelt, sondern um einen radikalen Ausdruck symbolischer Gewalt.

3 Die These, es existiere keine theoriegeleitete Vorstellung reflexiver Haltung in der Sozialen Arbeit wird natürlich – insbesondere bei systemischen Berater*innen, »Coaches« und Psychotherapeut*innen – Empörung hervorrufen. Meine Bemerkung bezieht sich in diesem Zusammenhang jedoch auf das Fehlen einer elaborierten gesellschaftstheoretischen Vorstellung der eigenen Verstrickung in die soziale Welt.

»Gesellschaft als Urteil«

Das Konzept der symbolischen Gewalt spielt auch in der Herrschaftsanalyse Didier Eribons eine entscheidende Rolle. Eribon bemerkt hierzu:

»In Wahrheit sind wir es selbst, die die Gesellschaftsordnung aufrechterhalten: durch jede unserer Antworten auf diese offiziellen, offiziösen oder unausgesprochenen Fragebögen, die uns das alltägliche Leben vorlegt, durch jede unserer Gewohnheiten, durch jede unserer Gesten, durch jede unserer spontanen Reaktionen [die aus diesem Grund nur sehr bedingt überhaupt spontan sein können, Anm. d. Autors], durch all unsere Wert- und Geschmacksurteile. Die Gesellschaftsordnung – das sind wir. Wir alle, so wie wir den größten Teil unserer Tage und unseres Lebens sind: wie wir uns anziehen, wie wir uns sehen, wie wir die Anderen sehen... Die Ordnung bringt uns hervor und wir erhalten uns so, wie wir hervorgebracht wurden – und damit auch die Ordnung selbst.« (Eribon 2018: 103)

Ohne Pierre Bourdieu, dies zeigt nicht nur der Bezug auf das Konzept der symbolischen Gewalt, wäre die Soziologie Didier Eribons kaum vorstellbar. Im Gegenteil: Es erfordert durchaus eine genaue Auseinandersetzung mit Eribons Werk, um die Unterschiede zu Bourdieu vor allem darin zu finden, dass Eribon den Habitus in intersektionalen Kategorien zu denken in der Lage ist; außerdem kann der Eindruck entstehen, dass Eribon, was die Überwindung jener strukturellen Einschreibungen betrifft, deutlich pessimistischer argumentiert als Bourdieu. Eine andere Perspektive wäre dagegen festzustellen, dass Eribon genauer analysiert und auf diese Weise vielmehr die Sensibilisierung gegenüber dem potenziellen emanzipatorischen Gehalt von sozialen Protestbewegungen erhöht.

Mit seinem aktuellen Werk »Grundlagen eines kritischen Denkens« bietet Didier Eribon nun eine theoretische und methodologische Rahmung, Einordnung und Übersetzung seines Gesamtwerks an (Eribon 2018). Zwei Kernbegriffe leiten Eribons Denken: Determinismus und Immanenz (ebd., S. 8 ff.): Unter *Determinismus* versteht Didier Eribon eine Art gesellschaftliche Vorbestimmtheit, die das gesellschaftliche Urteil für uns alle bereithält (sei es, ob wir uns als LGBT*, Schwarze, Frauen, Arbeiter*innen, ethnische oder religiöse Minderheiten, Hochbegabte, Gehandicapte wiederfinden beziehungsweise gezwungen sind, uns entsprechend zu definieren). Und dieses Urteil führt zu unbewussten Vor-Urteilen in uns gegenüber der sozialen Welt. In seinem Werk »Gesellschaft als Urteil« widerspricht Eribon Simone de Beauvoir, indem er zu bedenken gibt, dass »wir« insofern als Mann oder Frau geboren werden, als dass wir bereits pränatal auf Strukturen treffen, die die Entscheidung, ob wir diese sozialen Kategorien abwerfen wollen, zwar nicht

unmöglich machen, allerdings an den Preis der permanenten sozialen Scham binden (Eribon 2017a). Vivian Gornick drückt es nur anders aus, wenn sie gesteht: »Ich wurde zur Tochter meiner Mutter« (Gornick 2020, S. 46).

Und hier greift die zweite Grundannahme: *Immanenz* bedeutet, dass jede theoretische Analyse nur unter Berücksichtigung jener historisch herausgebildeten Determinismen einer kritischen Wissenschaft genügt. Man könnte sagen, die abnehmende Bedeutung von geografischen Räumen in einer grenzenlosen Ökonomie beziehungsweise – um mit Saskia Sassen zu sprechen – die steigende Bedeutung *spezifischer* Räume als Global Cities, die freilich die sozialen Grenzen noch verhärtet hat (dies zeigt jede krisenhafte Erscheinung, vom Prinzip her egal, ob Finanzkrise oder Pandemie), ist das beste materialistische Beispiel für die Immanenz der sozialen Welt.

All die Möglichkeiten, deren Euphemismus immerzu »Chancen« lautet, können nur – und auch dann nur vorläufig, weil Eribon den Eigensinn von Sozialen Bewegungen sieht (Eribon 2018, S. 54 f.) – in der historischen Perspektive verstanden und bewertet werden. Eine sozialwissenschaftliche Analyse außerhalb oder jenseits der Geschichte der sozialen Urteile, der sozialen Kämpfe, der Wissenschaftsgeschichte, der wirtschaftlichen Krisen und nicht zuletzt der medialen Inszenierung all dieser Geschichten wird keinen Bestand haben. Aus diesem Grund beruft sich Didier Eribon auf Assia Djebar, die ihren »sozialen Geburtstag« fast 100 Jahre vor ihre »natürliche« Geburt datiert, auf das Jahr 1842, als französisches Militär das algerische »Dorf ihrer Vorfahren« überfiel (ebd., S. 33). Ähnlich zeigt Sharon Dodua Otoo in ihrem postkolonialen Werk »Adas Raum«, inwieweit die Geschichte sich über die Jahrhunderte auf so brutale wie patriarchale Weise in Körper, Regionen, Erfahrungen und Räume der Beherrschten und Unterdrückten eingeschrieben hat (Otoo 2021). Adas Raum ist der soziale Raum, und ihr Name symbolisiert als Palindrom den immanenten Kreislauf der Urteile der sozialen Welt.

Wir alle – auch die Angehörigen der Generation Alles Gut – können versuchen, unsere eigene Geschichte im Spiegel von Postkolonialismus, Migration, Herrschaft, Klassenzugehörigkeit, milieuspezifischen Gesetzen und historischen Sozialen Bewegungen zu verorten und auf diese Weise möglicherweise unsere eigene – und eigensinnige – Subjektwerdung bei aller Differenz als kollektive Geschichte begreifen (vgl. Eribon 2018, S. 167 ff.). Schließlich existieren in einer so verstandenen Differenz der sozialen Welt »unterschiedliche Schuldssprüche und unterschiedliche Herrschaftsformen.« (Ebd., S. 163). Aus dieser differenztheoretischen Argumentation heraus kann es die soziale Welt nur im Plural geben.

Für die Begründung einer kritischen, subjektivierenden Theoriegrundlage Sozialer Arbeit soll daher gelten:

»Die kritische Herangehensweise muss sich als systematische Erforschung des gesellschaftlichen Unbewussten entfalten – des gesellschaftlichen Unbewussten insofern es, unter anderem, durch Klassenzugehörigkeiten strukturiert ist, aber auch durch all die Zugehörigkeiten, die der ebenso objektiven wie performativen Kraft der Kategorisierungen entspringen, auf denen das Funktionieren der gesellschaftlichen Hierarchien beruht. Das soziale Unbewusste setzt sich aus Sedimenten zusammen, die sich im Lauf der persönlichen und somit kollektiven Geschichte in den Köpfen der Individuen angesammelt haben, entsprechend der gesellschaftlichen Milieus, in denen sie sozialisiert wurden, oder der Identitäten, die ihnen als Habitat für ihre Existenz zugewiesen wurden – zugewiesen vor allem durch die Beleidigung und durch die Zuschreibung stigmatisierter Kategorien. Die soziale Psychoanalyse dieses Unbewussten stellt für die Kritik eines der wichtigsten Werkzeuge dar, um die selbstverständliche Doxa der Welt, in der wir leben und die stillschweigende Komplizenschaft aufzubrechen, in der jeder von uns Tag für Tag zu leben gezwungen ist.« (Ebd., S. 10)

Was bedeutet vor diesem brillant geschriebenen analytischen Hintergrund »Subjektivierung«, und zwar konkreter als zuvor mithilfe der Metapher des »sozialen Coming Out« bestimmt? Ist die Frage in dieser Form überhaupt richtig platziert? Allein die Tatsache, dass ich sie stelle, zeigt doch, dass ich bereits selbst über mich nachdenke, und natürlich bin ich weder der Einzige noch der Erste, der den Versuch wagt, Subjektivierung theoretisch aufzuschließen. Statt einer Wissenschaftsgeschichte der Subjektivierung, die zuvorderst eine philosophische Abhandlung wäre, geht es mir in diesem Buch um eine politische Soziologie der Subjektivierung als Theorieangebot für die Soziale Arbeit. Subjektivierung, mit Eribon gelesen, ist ein *Prozess*, da ihre *Bedingungen* historisch (und zugleich im sozialen Raum historisch unterschiedlich verteilt) sind (Immanenz) und subjektivierende *Effekte* sich ein Leben lang im Habitus manifestieren (Determinismus). Subjektivierung ist unter diesen Voraussetzungen also einerseits der beschwerliche Weg auf für uns bestimmten ausgetretenen Pfaden, auf denen andere vom gesellschaftlichen Urteil Gezeichnete bereits vor uns entlangschritten, andererseits jedoch vor allem der emanzipatorische Versuch, diesen Weg nicht als Schicksal zu begreifen, sondern als individuelle und kollektive Spurensuche: eine Art soziologische Bewusstseinserweiterung, die diesen Weg als Weg zu sich selbst versteht, hin zu einem selbstreflexiven und selbstbestimmten Ich. Nichts anderes soll das Bild vom sozialen Coming Out zum Ausdruck bringen.

Welcher andere Begriff als Subjektivierung könnte die hier herausgearbeiteten sozialen Kausalitäten als Resultate einer urteilenden Gesellschaft benennen? Das Konzept der »Subjektorientierung« ist in der Sozialen Arbeit bereits gesetzt. Subjektorientierung beschreibt ein äußeres Subjekt: zum Beispiel die Jugendlichen. Von »subjektbezogener Sozialer Arbeit« zu sprechen, würde hingegen die analytische Bedeutung und Wirkung gesellschaftlicher Zuschreibungen zu wenig berücksichtigen. Der entpolitiserte Begriff der »Biografiearbeit« bietet sich wiederum idealtypisch als Domäne der Psychologie an, als klassisches Beratungssetting. Damit besitzt er für die Subjektivierende Soziale Arbeit keinen epistemologischen Wert:

»Denn die Einzelfälle sind nicht immer Einzelfälle: Sie sind in die Strukturen von Klasse, Gender, Rassifizierung und Ethnizität eingebettet.« (Eribon 2018, S. 29)

Der Habitus ist also keine »biografische Angelegenheit«, das hat die Milieu-soziologie empirisch einschlägig gezeigt (vgl. Vester et al. 2001), er bildet vielmehr den Nexus zwischen unserer gesellschaftlichen Position und der Art, wie wir denken, urteilen, leben. Wir können diese Dynamik mit einem nie endenden Briefwechsel vergleichen: In den Habitus schreibt sich das Feld ein, und der Habitus schreibt sich seinerseits in das Feld ein. Der Begriff der Biografie muss vor diesem Hintergrund als Euphemismus gelesen werden.

Subjektivierung im digitalen Kapitalismus

Nun könnte man, um auf die zuvor beschriebene Generation Alles Gut zurückzukommen, einwenden, der Bezug auf die Gesellschaftsanalyse Didier Eribons sei überholt. Was, so könnte gefragt werden, verbindet diese Generation mit der Geschichte der sozialen Kämpfe, auf die sich Eribon bezieht? Eine Kritik des digitalen Kapitalismus bildet schließlich nicht den Theoriegegenstand Eribons. Nicht die Verstrickung in soziale Scham und queere Subkultur löst heute Subjektivierungsprozesse aus, mag weiter argumentiert werden – jede*r kann aus Sicht der Generation Alles Gut alles sein (sonst trüge diese Generation ja nicht das Siegel der Affirmation im Namen) – unangefochtenes Medium der Subjektivierung ist heute das Selfie. Dieser Eindruck täuscht: Die Geschichte des Narzissmus reicht, wie uns sein Namensgeber verrät, weit über den digitalen Kapitalismus hinaus, zurück bis in die Antike (vgl. Abb. 1).

Abb. 1: Römischer Influencer



Bild: Andreas Thiesen.

Auch wenn der Begriff »Selfie« nahelegt, er habe etwas mit uns »selbst« zu tun, wird gerade durch dieses Medium die eigene Subjektivität permanent symbolisch in Frage gestellt beziehungsweise erneuert. Bevor wir uns der Reflexion der in unseren Mediatheken archivierten Selbstportraits aussetzen, bereiten wir uns lieber auf den nächsten Schnapschuss vor. Auf diese Weise entsteht eine Dialektik *dauerhaft-temporärer* Subjektivität, die dazu führt, dass wir das, was wir sein wollen, lediglich darstellen. Diese Strategie geht mit Stuart Halls kulturwissenschaftlichen Befunden der brüchigen Identitäten einher, die das Subjekt als fragmentarisch begreifen, da sich die gesellschaftlichen Kontextbedingungen nicht mehr als komplementär oder reziprok zum subjektiven Erwartbarkeitshorizont erweisen (Hall 1994, S. 181 ff.; 1999; vgl. Kapitel *Praxis als Wahrheit und Lehre und Geschmack*).

Der Modus der Entfremdung hat sich im digitalen Kapitalismus also verschoben: Das Vokabular der Generation Alles Gut unterscheidet sich ebenso wie ihre Gesellschaftsanalyse und ihre Selbstbeschreibung von vorangegangenen Generationen und Bewegungen. Diese Generation hat andere Themen und andere Prioritäten. Sie mag »theorieilos« wirken, aber hat nicht – zurückgefragt – die Geschichte gezeigt, dass Theorien alles andere als ein Garant für eine Vorstellung von Gesellschaft sein müssen, die die Herrschaftsachse zu Gunsten der Solidarität verschiebt.⁴ Vielleicht ist diese Generation daher eher

4 Der Künstler Anderson .Paak entwirft in dem Stück »The Dreamer« die Selbstbeschreibung einer Generation, die hinter Warenfetisch und Angepasstheit in Wahrheit eine tie-

ideologielos, wobei die Affirmativität, mit der sie auf alles »Smarte« zu reagieren scheint, selbst freilich ideologische Züge trägt.⁵ Wir werden im weiteren Verlauf dieses Buches noch an unterschiedlichen Beispielen feststellen, dass das vage »Beschreiben von Welt« zugleich ein Einfallstor für falsches Verstehen sein kann; immerhin wird aber der Anspruch deutlich, die eigene Einstellung »zur Welt« kundzutun (vgl. hierzu, wenn auch ganz anders, die als Übung übersetzte Adorno-Adaption im Kapitel *Praxis als Lüge*).

Anstrengen müssen sich deshalb mehr denn je die Lehrenden. Denn nicht nur soziologisches Wissen ist der eigenen Sensibilisierung und Professionalität, sei es in einer Interviewsituation oder in einem Beratungsgespräch, zuträglich (Bourdieu et al. 1997/2002; Hitzler 2001), eine weitere Herausforderung scheint mir in der didaktischen *Vermittlung* von Theorieangeboten für die Soziale Arbeit zu stecken: und zwar unter ausdrücklicher Berücksichtigung historischer und gesellschaftlicher Kategorien. Auch auf diesem Gebiet soll das vorliegende Buch einen Beitrag leisten.

Konzept und Struktur des Buches

Im März 2019 habe ich in der Fachzeitschrift »Soziale Arbeit« erstmalig den Entwurf einer Theorie Sozialer Arbeit vorgeschlagen, die sich auf die Soziologie Pierre Bourdieus und Didier Eribons stützt und die das Subjekt als Ausgangspunkt aller weiteren theoretischen Betrachtungen begreift (Thiesen 2019).⁶ Seitdem verspüre ich das wissenschaftliche Bedürfnis, meine theoretischen Skizzen zu vertiefen. Das zuvor referierte Kapitel »Verstehen« zählt nach wie vor zu meinen Lieblingstexten von Bourdieu. Um dessen »Botschaft« jedoch über die Forschung hinaus in die sozialarbeiterische Praxis und in Lehrzusammenhänge zu tragen, braucht es neben einer »Übersetzung« einen weiteren Transfer, zugeschnitten auf die Sache der Sozialen Arbeit, deren vielstimmige Definitionen hier nicht gewürdigt werden können. Nur so viel sei gesagt: Eine Profession, der es um die Emanzipation von Menschen geht, wird auf vielfältige Zugänge angewiesen sein. Soziales und kultu-

fergehende, wenn auch nur schwach definierte Sehnsucht verbirgt (Paak 2016). Dadurch entsteht ein differenzierter Blick auf die selbst beim Demonstrieren für das Klima noch höfliche Generation (»alles gut, nur nicht das Klima«). Sie will offenbar, aller altlinker Skepsis zum Trotz, irgendwie »die Welt retten«. Es ist eben nur »alles gut«, es könnte durchaus besser sein.

5 Davon zeugen jedenfalls Buchtitel wie »Die smarte Diktatur« (Welzer 2016).

6 Der Essay trägt den Titel »Soziale Arbeit als Urteil. Konturen einer subjektivierenden Sozialen Arbeit als Theorie der Praxis«.

relles Verstehen ist dabei jedem weiteren methodischen Zugang vorangestellt – und fängt bei Selbstverstehen an (vgl. Heinrichs 2019, S. 16).

Sofern eine wissenschaftliche Abhandlung überhaupt zielgeleitet sein sollte – die Gefahr, an Offenheit zu verlieren, ist jedem Ziel von Forschung inhärent – will ich mit diesem Buch einen methodischen Beitrag zur Habitusreflexion leisten. Dass explizit gleichwohl ein »Theorieangebot« mitschwingt, gibt einen Hinweis darauf, welchem methodischen Verständnis Sozialer Arbeit ich mich verpflichtet fühle: Ich gehe ausdrücklich davon aus, dass sich die Methodendiskussion an ihrer theoretischen Anschlussfähigkeit messen lassen sollte.⁷ Man könnte, anders, durchaus sagen, die Auseinandersetzung mit Methoden der Sozialen Arbeit sollte nicht den entscheidenden Diskurs bilden. Gleiches gilt für die unendlichen und damit unergründlichen Tiefen der *methodologischen* Diskussion. Didier Eribon bemerkt in diesem Zusammenhang über seine »Methode« im Übrigen:

»Ich kann nicht anders als mir die Formel des Sinologen Marcel Granet, die Georges Dumézil so gerne zitiert hat, zu eigen zu machen: ›Die Methode ist der Weg *nachdem* man ihn gegangen ist.‹« (Eribon 2018, S. 93; Hervorhebungen im Original).

Das Geschriebene muss außerdem für Studierende, Praktizierende und Lehrende der Sozialen Arbeit verständlich bleiben, ohne den Charakter eines »Tutorials« zu tragen – und freilich, ohne sich mit jeglicher Form eines sprachlichen »Common Sense« der Praxis gemein zu machen (vgl. Kapitel *Praxis als Lüge* in diesem Buch); gleichwohl befinden sich in diesem Buch eine Fülle an Übungen und Fallbeispielen, die einer methodischen Operationalisierung der Subjektivierenden Sozialen Arbeit hoffentlich entgegenkommen.

Ein letzter wichtiger Hinweis sei mir gestattet, bevor ich auf die Gliederung des Buches eingehe: Die Lesenden mögen sich wundern, in welch prominente Stellung ich das erzählerische »Ich«, über die Einleitung hinaus, bringen werde. Erklärend sei daher hinzugefügt, dass es sich bei dem erzählerischen Ich und dem wissenschaftlichen Ich um dieselbe Person handelt, auch wenn ich mir im Klaren darüber bin, dass es in der Literatur immer um zwei Ichs geht:

7 Dieser Satz gilt zudem in umgekehrter Lesart, wenn auch ihre fehlende methodische Anschlussfähigkeit nicht unbedingt gegen eine Theorie sprechen muss; und natürlich gibt es gerade in der Praxis Sozialer Arbeit immer wieder methodische Erfolge, »die sich niemand erklären kann«.

»Die Frage ist also: Wer spricht, wen [sic!] man von sich selbst spricht? Und von wem spricht man? Ich möchte sagen: Wer ist das Ich, das schreibt und wer ist das Ich, von dem die- oder derjenige spricht, die oder der schreibt. Jeder Versuch der Selbstanalyse enthält und betreibt eine Theorie der Gesellschaft, der Politik und der Prozesse der Subjektivierung.« (Eribon 2018, S. 18).

Bei genauerer Betrachtung hängen diese beiden Ichs historisch zusammen: Das eine Ich – man könnte sagen, das analysierende Ich – gibt es nicht ohne das andere – das deskriptive oder genauer: determinierte – Ich, das sich im Alltag nicht dauerhaft reflexiv verhalten kann. Und weil die sozialen Fliehkräfte dieses Alltags das Ich konstituieren, schreibe ich auch nicht, wie Didier Eribon in seiner Reflexion auf »Rückkehr nach Reims« zum Ausdruck bringt – ein Werk, das eine paradigmatische Form des »Ich-Sagens« rekultiviert hat (sofern es in der Wissenschaft jemals kultiviert war) – über mich »persönlich« (vgl. ebd., S. 95 sowie Kapitel *Subjekt und Theorie*). Es ist daher entscheidend, das Ich nicht nur als Stilmittel einer wissenschaftlichen Form zu lesen, die mit technokratischen Codes bricht, sondern als gesellschaftstheoretischen Beitrag.

In sechs Kapiteln werde ich die zuvor entworfenen »Konturen einer subjektivierenden Sozialen Arbeit« (Thiesen 2019) zu einer umfassenden Theorie der Praxis verdichten: Inwieweit Theorie »Geschmackssache« ist, davon kann berichten, wer als Lehrende*r die Auseinandersetzung mit einführenden Theorien der Sozialen Arbeit in Prüfungen zu bewerten hat. Hier lohnt ein Blick auf die habituellen Facetten der Referent*innen, die vor der schwierigen Aufgabe stehen, sich beispielsweise zwischen einem theoretischen Ansatz⁸ wie dem »Life Model« und »Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession« entscheiden zu müssen. Ganz im Sinne einer Subjektivierenden Sozialen Arbeit habe ich deshalb Studierende einerseits aufgefordert, möglichst genau zu beschreiben, was sie bewegt hat, sich für eine bestimmte oder für mehrere Theorie(n) zur Bewältigung eines Praxisproblems zu entscheiden und sie andererseits gebeten, den Gebrauchswert der gewählten Theorie(n) mit Blick auf die Reflexion der praktischen Problemstellung zu beurteilen (*Theorie und Geschmack*).

8 Ich verwende die Formulierung »theoretischer Ansatz«, da die theoretische Reichweite, das theoretische Selbstverständnis ebenso wie die Qualität der in den einschlägigen Grundlagenwerken vorgestellten »Theorien« Sozialer Arbeit aus meiner Sicht höchst unterschiedlich gewichtet sind. In einem Beitrag für die »Blätter der Wohlfahrtspflege« habe ich darauf hingewiesen (Thiesen 2013, S. 188).

Im Kapitel *Theorie und Praxis* frage ich nach der Diversität in Studierendengruppen Sozialer Arbeit, die jedoch nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass es immer (mehr) Studierende geben wird, die nach maximaler Praxis streben (müssen), während andere (wenige) bereits zu Studienbeginn darüber die Nase rümpfen werden. Ich sehe hier vor allem in der Auseinandersetzung mit der Milieutheorie und mit ethnografischer Forschungsliteratur didaktisch eine Möglichkeit, den theoretischen Zugang für die vermeintlich Theoriresistenten zu öffnen und gleichzeitig jene, die sich erst ab einem bestimmten Abstraktionsniveau gedanklich wohl fühlen, auf den Boden der praktischen »Tatsachen« zu holen, um sie mit der Logik und Dynamik unterschiedlicher Felder zu konfrontieren.

In den folgenden Kapiteln, *Praxis als Lüge* und *Praxis als Wahrheit*, illustriere ich in *kritischer Anerkennung*, welchen besonderen Wert die Praxis für die Begründung der Subjektivierenden Sozialen Arbeit hat: Wir werden sehen, dass wir gut beraten sind, die Logik der Praxis, mit all ihren eigensinnigen Differenzierungen, ernst zu nehmen und zugleich die professionelle Pflicht haben, *restriktive* Praxistendenzen zu problematisieren.

Bei der im Kapitel *Lehre und Geschmack* getroffenen Beobachtung, dass nicht alle Seminare (hier begriffen als Wahlpflichtfächer) eine vergleichbare Anzahl Studierender aufweisen, handelt es sich in Wahrheit zuvorderst um eine *qualitative* Fragestellung: Für unseren Themenaufriss aufschlussreich ist ein exemplarischer Blick auf die Inhalte der in unterschiedlichem Maße frequentierten Veranstaltungen. Dabei scheint das Konzept der Assoziativen Didaktik besonders geeignet, eine Methodik Subjektivierender Sozialer Arbeit zu entfalten.

Die bis dahin herausgestellten Argumentationslinien münden schließlich in einer ausführlichen Betrachtung des professionellen Horizonts einer Subjektivierenden Sozialen Arbeit, deren notwendige Infrastrukturen bereits im Studium angelegt sein müssen (Kapitel *Subjekt und Theorie*).

Vorsorglich sei erwähnt, dass ich kein statistisches Material auswerten werde. Die Lesenden erhalten keine Informationen darüber, wie sich beispielsweise unter Betrachtung von Gender- und/oder Migrationsaspekten Modulorientierung und Lernstrategien von Studierenden darstellen. Ebenso wenig werde ich mögliche Zahlen präsentieren, die auf den sozialökonomischen Status von Studierenden und entsprechende Spreizungen im Studium der Sozialen Arbeit abheben. So aufschlussreich Studien wie diese für die politische Bildungssoziologie sein mögen: Was wäre damit für den Entwurf einer Subjektivierenden Sozialen Arbeit theoretisch gewonnen? Es ist bekannt, dass der Anteil weiblicher Studierender in der Sozialen Arbeit hoch ist. Wir wissen, dass das regionale Einzugsgebiet sich an vielen Hochschulen für Angewandte Wissen-

schaften im Seminarraum widerspiegelt (zumindest in Bachelor-Studiengänge der Sozialen Arbeit). Darüber hinaus wird die generationale Heterogenität, genau wie das Spektrum an Personen, die Soziale Arbeit als Zweitstudium belegen, immer wieder offensichtlich. Die Theorie der Subjektivierenden Sozialen Arbeit versteht sich jedoch nicht als Förderangebot für bestimmte Gruppen; nach dieser Lesart wäre der Marxismus eine Theorie für Arbeiter*innen gewesen.⁹

Abschließend möchte ich betonen, dass meine wissenschaftliche Motivation nicht in der Formulierung von Originalitätsansprüchen gründet. Im Gegen teil gab und gibt es ausgewiesene Beiträge unter anderem zu »Habitus-Struktur-Konflikte[n] im Studium« (Schmitt 2010), »Habitussensibilität« (Sander 2014), »Rassismus, Klassenverhältnisse[n] und Geschlecht an deutschen Hochschulen« (Gutiérrez-Rodríguez et al. 2016) oder der grundlegenden Frage, inwieweit sich »[d]ie Soziale Welt als Gegenstand der Theorien Sozialer Arbeit« anbietet (Mührel 2011; Hervorhebung i. Orig.). Ich will mit diesem Buch außerdem nicht in spezifische Fachdebatten einer in ihrer Theoriebildung mehr oder weniger »selbstreferentiellen« Sozialen Arbeit einsteigen – um hier einmal bewusst auf das Vokabular der Systemtheorie zurückzugreifen – sondern das Sujet generalisierender und in diesem Sinne zwangsläufig transdisziplinär bearbeiten (zur Kritik der Systemtheorie vgl. Kapitel *Theorie und Praxis*). Ganz im Sinne des hier dargelegten Theoriemodells werde ich vor allem »aus meiner Erfahrung schöpfen« und diese mit den literarischen Mitteln der »soziologischen Introspektion« reflektieren. Ich wende damit selbst eine Methode von Didier Eribon an, die ich im späteren Verlauf dieses Buches Studierenden der Sozialen Arbeit vorschlagen werde (Eribon 2017a, S. 11; 2018, S. 56; vgl. Kapitel *Subjekt und Theorie*). Mein Literaturbegriff ist weit gefasst, da ich meinen wissenschaftlichen Zugang um belletristische und popkulturelle Referenzen ergänze. Wie sonst könnte von soziologischer Introspektion die Rede sein, wenn nicht auch die eigenen literarischen Erfahrungsräume in einem Buch offengelegt würden?

Subjektivierende Soziale Arbeit stellt Disziplin und Profession vor die manifeste Herausforderung, ihre Selbstbeschreibung viel stärker als bisher gesellschaftlich zu verorten. Ein solcher Anspruch geht über die Kritik von Politikkonjunkturen genauso hinaus wie über die Theoretisierung von Sozialstrukturanalysen. Subjektivierende Soziale Arbeit blickt dagegen hinter die für die soziale Integration entscheidenden Fliehkräfte einer Gesellschaft. Dabei ha-

9 Es existieren vielfältige institutionelle »Strukturprogramme« (souzusagen im doppelten Wortsinn) von Hochschulen, Initiativen oder Stiftungen, die sich der strategischen »Habitusarbeit« verschrieben haben (vgl. Hochschule Hannover 2020; Universität Duisburg-Essen 2020; Arbeiterkind 2020; Hans-Böckler-Stiftung 2020).

ben wir es mit subtilen Mechanismen von Habitusvererbung zu tun, die Konjunkturen in der Regel überdauern. Falls sich manche Lesende daher die Frage stellen sollten, welche Möglichkeiten sich ihnen bieten, an ihren Habitus »anzudocken« (Schmitt 2010, S. 135, 142), lädt dieses Buch dazu ein, reflexive Strategien zu entwickeln.